Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 68 (1981)

Heft: 12: Wohnbau in der Stadt

Artikel: Wien-Frankfurt : das "Gesicht" der Massenwohnung, als ihr Wesen betrachtet

Autor: Kähler, Gert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-52013

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gert Kähler

Wien–Frankfurt: das «Gesicht» der Massenwohnung, als ihr Wesen betrachtet

Vienne–Francfort: l'appartement standardisé dans les immeubles à usage collectif – un signifiant qui se confond avec le signifié

Vienna–Frankfurt: the «visage» of mass housing regarded as its essential character

Ausgangslage

1926: Die Gemeinde Wien gibt den ersten Band einer grossangelegten Bestandsaufnahme über das heraus, was nach dem 1. Weltkrieg an sozialem Fortschritt erreicht wurde; Titel: «Das Neue Wien»[1].

1926: Der Dezernent für Bauwesen der Stadt Frankfurt, Ernst May, beginnt mit der Herausgabe einer Monatsschrift «für die Fragen der Grossstadtgestaltung»; Titel: «Das Neue Frankfurt»[2].

Zwei grosse Städte ziehen schon wenige Jahre nach der schweren Niederlage des Krieges Bilanz, eine Bilanz, die sich in ihrem Schwergewicht in beiden Fällen auf das Bauwesen bezieht, auf das Erreichte oder Begonnene beim Bau von Wohnungen für die Massen der Arbeiter und Angestellten, bei der Lösung der «Wohnfrage». Die Parallelen der Situation lassen sich weiterführen. Die politische Entwicklung wies gleiche Grundzüge auf; beide Städte hatten die Folgen der Niederlagen zu tragen, litten unter den schlechten wirtschaftlichen Bedingungen, besonders den Auswirkungen der Inflation. Beiden Städten stellte sich die Aufgabe, die unvorstellbare Wohnungsnot zu beheben, beide hatten eine sozialdemokratische Administration – und in beiden Städten nahm diese Administration das Wohnungsproblem als Herausforderung an und versuchte, neue Wege bei seiner Lösung als Beweis eigener sozialpolitischer Überlegenheit zu entwickeln: die Beschaffung von Wohnraum wurde nicht mehr einem fragwürdigen «freien Spiel der Kräfte» überlassen, sondern als Aufgabe der ganzen Gesellschaft begriffen, gleichgewichtig anderen Gemeinschaftsaufgaben wie dem Bau von Schulen oder Strassen.

Es gab Unterschiede vor allem in der Dimension. Die österreichische Hauptstadt sah sich als Ergebnis des Krieges in die Rolle einer Provinzhauptstadt versetzt; Monarchie und Reich waren zerstört, die Bevölkerung betrug im Restreich statt vorher 56 Millionen nur mehr 6 Millionen; der Wiener «Wasserkopf» mit fast 2 Millionen Einwohnern trat um so deutlicher hervor. Das stellte die Frage nach einer neuen Identität, nach einem neuen, positiven Selbstverständnis, einer Zukunftsperspektive, ohne die das psychische Überleben nach der Niederlage nicht möglich sein konnte.

Wien gelang es mit seinem Wohnungsbauprogramm, in den Jahren von 1923 bis 1934 etwa 65 000 Wohnungen im Gemeindewohnungsbau herzustellen, Frankfurt baute von 1925 bis 1930 etwa 16 000 Wohnungen; unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Bevölkerungszahlen ist die Bauleistung also etwa vergleichbar. Die Finanzierung der Programme zeigt im Detail Unterschiede, wird aber grundsätzlich von der Gemeinde getragen. Eine pauschalisierende Übersicht mag hier genügen, zumal das Thema schon häufig behandelt wurde:

WIEN		FRANKFURT
Zentrale Wohnungsbewirtschaftung (bis 1925)	Wohnungsverteilung	«Wohnungszwangswirtschaft»
ab 1923 Wohnbausteuer (100%) und sonst. Etatmittel (keine Anleihen)	Finanzierung	ab 1924 Hauszinssteuer (25%), Anleihen und sonst. Etatmittel (Verhältnis ca. 3:1:1)
Kauf (billiges Bauland durch fehlende private Bautätigkeit)	Grundstückserwerb	Enteignung mit Entschädigung
1917/1922 Mietenschutzgesetz Mieten 2–7% des Einkommens (nur Deckung v. Betriebs- und Instandhaltungskosten)	Mieten	ca. 25% des Einkommens, bisw. höher (einschl. Kapitalverzinsung und Anleihentilgung)

Der Kernpunkt in Wien wie in Frankfurt bleibt: eine sozialdemokratische Administration macht durch die Finanzierung und Übernahme des Wohnungsbaus in kommunale Hand den Versuch, über die Wohnung als Grundausstattung des Menschen gesellschaftsverändernd tätig zu werden – der neue Mensch als homo collectivus ist das Ziel.

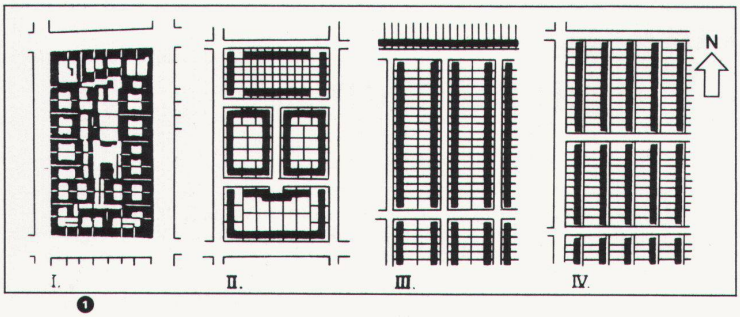
Die Verwirklichung dieser Aufgabe jedoch ist so unterschiedlich wie nur möglich.

Die Frage, die im folgenden zu beantworten versucht wird, ist, was aus der Verschiedenheit der Anlagen und des Aussehens der Bauten im Hinblick auf die zugrunde gelegten Konzepte, im Hinblick auch auf die Ausdrucksfähigkeit der Architektur geschlossen werden kann. Diese Frage ist also nicht ausschliesslich baugeschichtlich orientiert, sondern zielt auf die baugestalterische Lösung gesellschaftspolitischer Absichten und die Schlüsse, die aus ihr gezogen werden können:

– Wiener paternalistischer Kollektivismus gegen Frankfurter demokratische Gleichheit?

– Wiener Monumentalisierung der Arbeiterklasse gegen Frankfurter Nivellierung und Vermassung?

– Wiener Ver(klein)bürgerlichung des

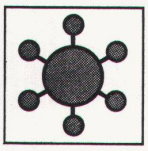


1

2

Proletariats gegen Frankfurter Solidarität durch Einordnung in ein Ganzes?

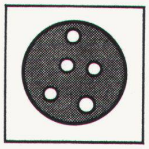
Eine Schwierigkeit bei der Beantwortung dieser Fragen ist die Uneinheitlichkeit der stilistischen Merkmale in sich; Frankfurt-Römerberg ist nicht gleich Westhausen, und der Karl-Marx-Hof ist nicht anderen Blockbebauungen gleichzusetzen, zumal in Wien die unterschiedliche stilistische Ausprägung vieler verschiedener Architekten hinzukam. Dennoch lassen sich übereinstimmende Merkmale finden, die als jeweils typisch angesehen werden können; der Versuch soll gemacht werden, diese zu deuten.



1. Städtebauliche Anlage

Das städtebauliche Grundkonzept lässt sich auf den Gegensatz zwischen «Trabantenstadt» und «innerstädtische Erneuerung» reduzieren.

In einer Bilanz nach fünfjähriger Tätigkeit in Frankfurt begründet Ernst May sein städtebauliches Konzept (das auf Einflüssen Raymond Unwins beruht); er stellt fest, das Elend der Grossstadt liege in der «Zusammenballung der Menschenmassen in den geschlossenen, konzentrisch entwickelten»[3] Stadtanlagen der Vergangenheit. Dagegen sei die Durchgrünung der Städte zu ihrer Gesundung nötig, die Wiederherstellung «natürlicher Lebensbedingungen»[4]. Die neuen Verkehrsmittel erlaubten, neue Siedlungen ausserhalb der Stadtkerne anzulegen, Erweiterungsbezirke, die Arbeitsstätten umfassen und eine selbständige Infrastruktur für den täglichen Bedarf besitzen: Trabanten. May geht von einer als optimal angesehenen Grösse der Stadt aus; wenn die Bevölkerung weiter wächst, dann werden Untereinheiten mit begrenzter Selbständigkeit und Ausstattung möglichst in räumlicher Nähe zu den Arbeitsplätzen geschaffen. Die Frankfurter Siedlungen im Niddatal stellen allenfalls die Anfänge zur Realisierung dieses Konzeptes dar; sie sind reine Wohnsiedlungen; die Industrie lag an anderen Standorten. Auch die angestrebte Ausstattung mit infrastrukturellen Einrichtungen gelang nur sehr begrenzt, z.B. musste der Bau sogenannter «Volkshäuser» mit Gemeinschaftseinrichtungen aus Kostengründen entfallen. Die Wahl der Standorte wurde vorwiegend durch die Verfügbarkeit von Freiflächen und deren Kosten bestimmt.

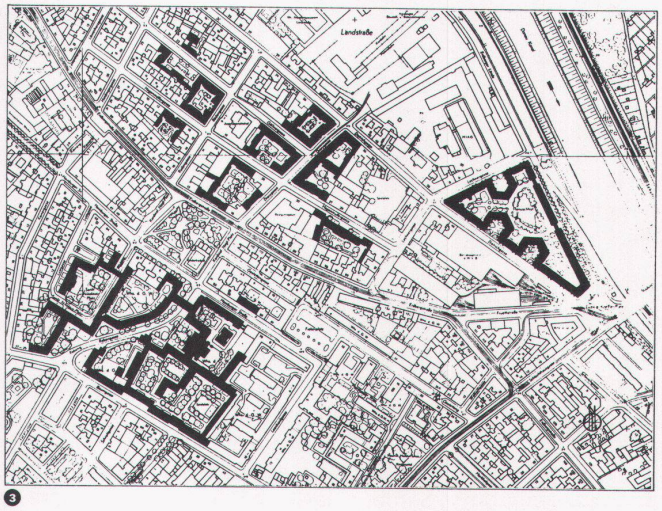


Die Wiener Administration geht in ihrer offiziellen Begründung der städtebaulichen Entscheidung für die innerstädtische Erneuerung davon aus, dass die Trabantenstadt mit Gartenstadtcharakter vom Standpunkt des «neuzeitlichen Städtebaus»[5] aus ideal wäre – nur wäre die Schaffung der Infrastruktur zu kostenintensiv geworden, als dass es sich das «verarmte Wien» hätte leisten können (auch unter Berücksichtigung der höheren Bau- und Erschliessungskosten von Gartenhäusern gegenüber mehrgeschossigen Mietwohnungen). Der Schaffung von Wohnraum für den grossen Bedarf wurde höchste Priorität eingeräumt vor dem Versuch, «ideale» Lösungen auch städtebaulich zu verwirklichen – die pragmatische Begründung aus den realen Anforderungen heraus siegt über die ideologische Wunschvorstellung.

Die Verwirklichung der Frankfurter «Ideallösung» führte aber in der praktischen Konsequenz dazu, dass die meisten dort gebauten Häuser immer noch für den einfachen Arbeiter unerschwinglich teuer waren, ja dass in den Jahren der Wirtschaftskrise schliesslich die tatsächlichen Verbesserungen des Wohnstandards nicht mehr bezahlt werden konnten, es vielmehr zur «Erhöhung des Lebensstandards auf Kosten der Lebensexistenz»[6] kam (die kleinsten Wohnungen in Praunheim oder Römerstadt kosteten bereits mehr als zwei Wochenlöhne eines ungelernten Arbeiters[7], und May gibt am CIAM-Kongress 1929 in Frankfurt selbst zu: «Nur in geringem Ausmasse ist es gelungen, Wohnungen zu schaffen, die den breiten Massen, etwa der Arbeiterbevölkerung, zugänglich sind»[8]). Am Ziel, an der bezahlbaren Wohnung für alle, gemessen, muss also die Frankfurter Praxis als gescheitert bezeichnet werden; dagegen ist die Wiener Lösung – unter der glücklichen Voraussetzung einer vorhandenen guten Infrastruktur – hier erfolgreich.

Es bleibt die Frage, ob die als «pragmatisch» bezeichnete Entscheidung des Wiener Stadtrates gegen die Trabantenstadt nicht noch andere Hintergründe hatte als die in der offiziellen Dokumentation genannten.

Zumindest war die deutsche Sozialdemokratie darüber anderer Meinung. Zudem scheint die Frage des Gemeinschaftsbezuges im Verhältnis von Trabantenstadt zur innerstädtischen Bebau-



ung keineswegs so eindeutig geklärt zu sein, wie es Mang in den zitierten Sätzen annimmt. Der Grad der Abgeschlossenheit einer einheitlichen Siedlung ausserhalb der Stadt, durch eine neue Bauweise auch im Aussehen erkennbar und durch eine weitgehende soziale und altersmässige Selektion bestimmt, ist bei der Trabantenstadt auch im Selbstverständnis der Bewohner tendenziell eher grösser als bei einer innerstädtischen Bebauung, die durch Strassen und Infrastruktur Beziehung zur Umgebung und zur Nachbarschaft aufnimmt; die Baulückenschliessung als die extremste (wenn auch nicht typische) Form innerstädtischer Reparatur in Wien stellt ja gerade eine über den einzelnen Bau hinausweisende, auf ein vorhandenes Ganzes zielende Massnahme dar.

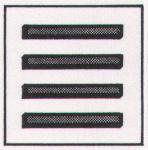
Sicherlich aber ist nach unserem heutigen Verständnis und auch nach den Erfahrungen der Bauentwicklung während der letzten dreissig Jahre die Wiener Entscheidung zur innerstädtischen Erneuerung verständlicher geworden, was teilweise unser stark gestiegenes Interesse am kommunalen Wohnbau Wiens erklärt; von heute aus betrachtet, erscheint sie als die fortschrittlichere Tat, als positive Stellungnahme zur Grossstadt gegenüber der Mayschen Erklärung aller Wohnungsmissstände *aus dem spezifischen Charakter der Grossstadt* heraus – nicht aus ihrer kapitalistischen Deformation.

Das Defizit an Urbanität, das heute, zur «Nostalgie» verkümmert, allerorts bewusst wird, ist nicht zuletzt Folge der kampflosen Preisgabe der Grossstadt an das private Kapital, die die SPD und die mit ihr verbündeten Architekten des «Neuen Bauens» in den zwanziger Jahren praktizierten; die Siedlungen «sind vor allem ‹verwirklichte Utopien›. Es gelingt ihnen nicht, die neuen Dimensionen der Städte und des städtischen Territoriums grundlegend zu beeinflussen... Es gelingt der Städteplanung eines Taut, eines May oder eines Wagner nicht, die urbanen Zentren einer planmässigen Restrukturierung zu unterziehen.»[12] Dieser Vorwurf kann der Wiener Stadtplanung während der Zwischenkriegszeit nicht gemacht werden (obwohl auch dort kein eigentlich antikapitalistischer Städtebau betrieben wurde).

So gibt es die Vermutung der konservativen Rechten, die Anlage der Bauten und ihre Standorte seien nach bürgerkriegsstrategischen Gesichtspunkten erfolgt.[9] Richtig fiel die Wahl häufig auf Standorte an Hauptverkehrs- und Ausfallstrassen. Der Grund dafür dürfte jedoch eher der sein, dass die im grossen Stil organisierte Materialbeschaffung gerade für die Grossanlagen der «Superblocks» über die Strassenbahn am einfachsten war: und die fuhr nun eben auf Hauptverkehrsstrassen.

Auch das Argument der «Zersetzung» der Bürgerviertel mit Arbeiterwohnungen zur Gewinnung von Stimmenmehrheiten bei Wahlen kann allenfalls begrenzte Gültigkeit haben; nur etwa ein Sechstel aller Wohnungen – ca. 11 000 von insgesamt 64 000 – wurde in traditionell bürgerlichen Gemeindebezirken errichtet.[10]

Die Planer selbst entwickeln keine über die finanzielle Argumentation hinausgehende Perspektive. So muss es Vermutung bleiben, dass hinter der Entscheidung zur innerstädtischen Erneuerung «auch parteipolitische Überlegungen (standen): für ein Leben in der Gemeinschaft im Sinne der Sozialdemokratie war die Bebauung des eigenen Bodens, wenn auch im kleinsten Ausmass (in der Gartenstadt; Anmerkung des Verfassers), sicherlich nicht die ideale Voraussetzung – der Faktor der Ablenkung von der ‹Gemeinschaft› war zu gross».[11]



2. Bebauungsform

Die idealtypische Form der Bebauung war in Wien der Block, in Frankfurt die Zeile.

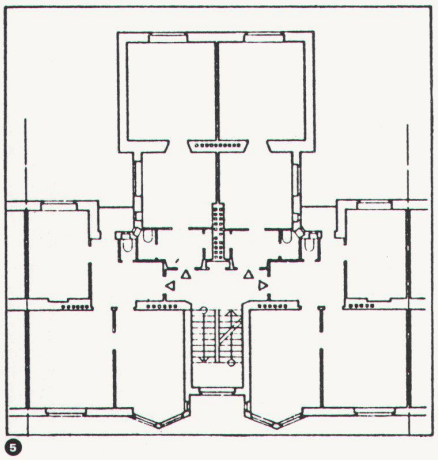
Auch hier wieder lieferte Frankfurt das rigidere Beispiel, das für eine ganze Richtung des Wohnungsbaus der zwanziger Jahre gelten kann (Ausnahmen sind z.B. Scharoun oder Mendelsohn mit einer grundsätzlich anderen Einstellung zur Grossstadt). Die richtige Erkenntnis, die kapitalistische Ausbeutung des Bo-

❶ Vom Block zur Zeile als hygienischer Fortschritt / De la disposition en pâté à l'alignement en rangées: un progrès de l'hygiène / From the block to the row as hygienic progress

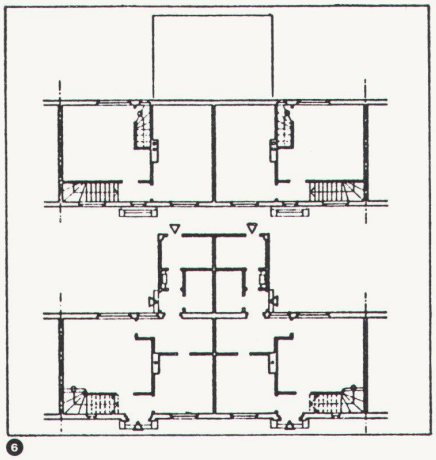
❷ Siedlung Frankfurt-Westhausen; F. Kramer, E. May / Ensemble de Francfort Westhausen; F. Kramer, E. May / Frankfurt-Westhausen colony; F. Kramer, E. May

❸ Wien; Lückenverbauung zwischen Rabenhof und Hanuschhof als innerstädtische Erneuerung / Vienne: construction insérée dans une brèche entre le Rabenhof et le Hanuschhof dans le cadre de l'aménagement du centre de la ville / Vienna; gap building between Rabenhof and Hanuschhof as inner city renewal

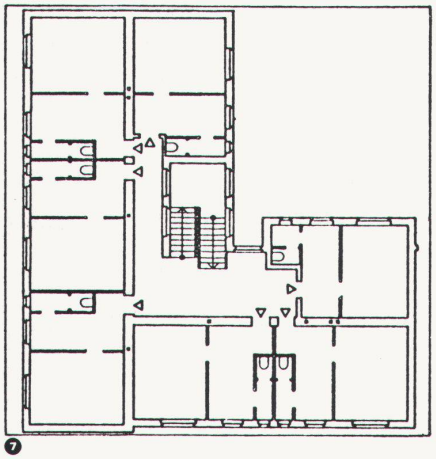
❹ Wien; Behrens, Frank, Hoffmann, Strnad, Wlach: Winarskyhof. Tordurchfahrt / Vienne; Behrens, Frank, Hoffmann, Strnad, Wlach: Winarskyhof. Porte cochère / Vienna; Behrens, Frank, Hoffmann, Strnad, Wlach: Winarskyhof. Gateway



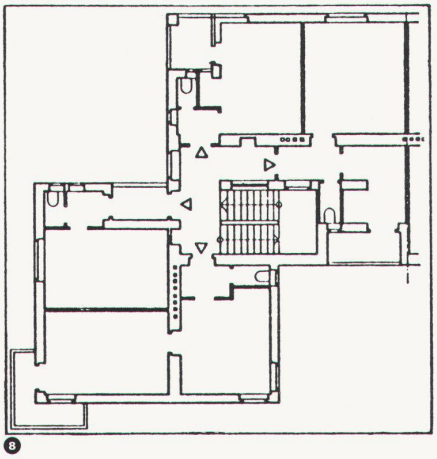
5



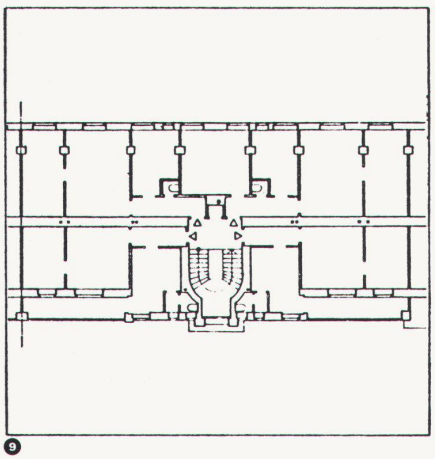
6



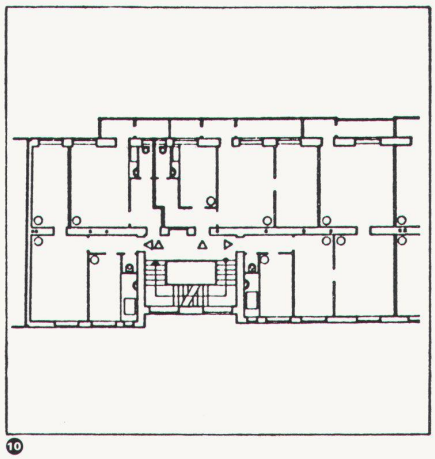
7



8



9



10

5–10
Verschiedene Wohnungsgrundrisse / Choix de plans d'appartements / Various plans of flats
5 Kalesa und Gessner 1919
6 Ehn 1923
7 Behrens 1924
8 Schmid und Aichinger 1925
9 Ehn 1927
10 Judtmann und Riss 1928

11
Frankfurt; E. May: Siedlung Römerstadt. Reihenhausbebauung / Francfort; E. May: cité Römerstadt. Ensemble d'habitations individuelles en série / Frankfurt; E. May: Römerstadt colony. Row-house construction

12
Wien; Gessner: Reumannshof. Tordurchfahrt zum Hof / Vienne; Gessner: Reumannshof. Porte cochère donnant accès à la cour / Vienna; Gessner: Reumannshof. Gateway to courtyard

13
Frankfurt; M. Stam: Siedlung Hellerhof. Laubengang / Francfort; M. Stam: cité Hellerhof. Passage couvert / Frankfurt; M. Stam: Hellerhof colony. Arbourway

14
Wien; Rupprecht: Franz-Silber-Hof. Fassadengliederung / Vienne; Rupprecht: Franz-Silber-Hof. Stucture de la façade / Vienna; Rupprecht: Franz-Silber-Hof. Elevation detailing

dens in der traditionellen Blockbebauung habe zu den katastrophalen Wohnverhältnissen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geführt, bringt die Stadtplaner zu einer pauschalen Ablehnung des Blocks überhaupt; er wird bestenfalls als Notlösung im innerstädtischen Bereich geduldet.[13]

Die einseitige Betonung der hygienischen Komponente – Licht, Luft und Sonne – lässt andere städtische, andere soziale Komponenten entfallen: «Überall da, wo es sich um Neuerschliessung von Baugelände handelt, wird aber die Entwicklung weiterschreiten, deren Ziel es ist, jeder menschlichen Wohnzelle gleich günstige Bedingungen bezüglich Belüftung, Belichtung, Anteil an den Freiflächen und Lage zum Verkehr zu sichern.»[14]

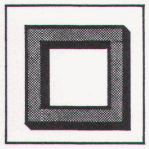
Wenn Licht, Luft und Sonne zu alleinigen Kriterien werden, dann kann die logische Folge nur die totale Gleichbehandlung aller sein: «Unbedingte Gleichwertigkeit ist nur zu erzielen durch Übergang zur Einzelreihenbebauung»[15] – Haus, Weg, Garten; Haus, Weg, Garten... ad infinitum.

Städtische Elemente wie «Platz» oder «Strassenraum», wie «Zentrum» oder «Randgebiet» entfallen. Sie tun das zu Recht – sie sind kein Wert an sich –, *wenn* tatsächlich der hygienische Standpunkt der einzige ist; dann kann diese Art reformistischer Befreiuung «als Erfolg angesehen werden, da jede gemeinschaftsbezogene Struktur in der physischen Gestalt buchstäblich ausgeschaltet worden ist».[16]

Aber man kann in der Architektur nicht beides haben: die totale Gleichheit *und* die totale Gemeinschaft – es sei denn, man sieht das Gemeinschaftserlebnis bereits in der Gleichheit verwirklicht, wie es Hannes Meyer tat: «Das sicherste Kennzeichen wahrer Gemeinschaft ist die Befriedigung gleicher Bedürfnisse mit gleichen Mitteln.»[17]

Der Zeilenbau der extremsten Frankfurter Siedlungen verwirklichte die Gleichheit, er war auch *Zeichen für* Gleichheit und soziale Gerechtigkeit. Die Einzelwohnung ist Glied einer Kette, deren Enden undefiniert sind. Es bildet sich keine identifizierbare Ganzheit, die

Siedlung ist unabgeschlossen, offen auch im positiven Sinne. Gemeinschaftseinrichtungen haben keinen aus der Gesamtanlage entwickelten «Ort», nur eine zufällige, durch Hinweisschilder auffindbare «Stelle», es gibt keinen definierten «Platz», keinen Ort des Verweilens, der Kommunikation, des Aufnehmens von Beziehungen zu anderen ausser zu den Nachbarn links und rechts. «Platz» bedeutet Ruhe, Anhalten: diese Zeilen jedoch sind ständig im Marschtritt.



Auch die Wiener sozialdemokratische Administration sieht die Ursache für die Wohnungszustände des 19. Jahrhunderts im «Überlassen des Wohnhausbaues bis zum Jahre 1918 an die privatkapitalistische Spekulation».[18] Und wie in Frankfurt ist die logische Folge einer Sanierung dieser Situation die Entkernung der Höfe; die zulässige Überbauung wurde statt auf vorher 85% der Grundstücksfläche auf 50% und weniger festgesetzt.

Die weitergehenden Schritte vom Block zur Zeile wurden jedoch nicht getan. Nicht *eine* Komponente sozialen Städtebaus wurde zum Prinzip erhoben, sondern vorhandene Elemente wie die Hofbebauung als traditionelle Bauweise wurden aufgenommen und den eigenen, neuen Bedürfnissen angepasst. Man gab den traditionellen Formen eine neue Qualität, die mehrere *gleichrangige* Ziele zu verwirklichen erlaubte.

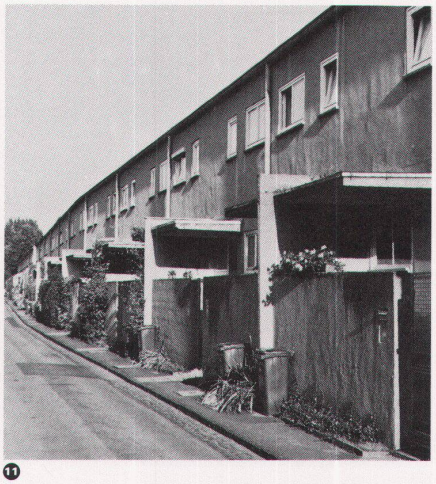
Die Umformulierung der Bedingungen für die eigenen Zwecke geschieht in Wien mit zwei Mitteln; zum einen mit der erwähnten Vergrösserung der unbebauten Hoffläche – der Lüftungshof wird zum nutzbaren Gartenhof –, zum anderen mit der Verlegung der Wohnungserschliessung in vom Hof aus zugängliche Treppenhäuser. Wenige Tordurchgänge schaffen die Verbindung zur Strasse.

Durch diese Zwangsführung wird die Hoffläche noch mehr als ohnehin – nämlich dadurch, dass sie als Ruhezone, Kinderspielplatz, Garten und Ort von Gemeinschaftseinrichtungen wie den Wachküchen etc. dient – zum Gemeinschaftsbereich. Kommen und Gehen findet im nachbarschaftlichen, halböffentlichen Raum statt – einschliesslich der sozialen Kontrollmöglichkeiten. Der Block wird zur geschlossenen Einheit, zur definierten Nachbarschaft mit der Darstellung von Abwehr nach aussen und von Geborgenheit nach innen.

Im Rahmen dieser grundsätzlichen Entscheidung für einen bestimmten Bebauungstyp, unter «Beibehaltung städtebaulicher Ordnungen, gewachsener Strukturen wurde das Prinzip der Gleichheit, der sozialen Gerechtigkeit verfolgt»[19] – mit den aus der Bebauung resultierenden Einschränkungen, denn jetzt gibt es Eckwohnungen und Orientierung der Wohnung nach innen *oder* zur Strasse –, Ungleichheiten, die beim Zeilenbau ausgeschlossen sind. Die Gruppe um Hof und Gemeinschaftseinrichtungen ist geschlossen, aber es kann jeder mit jedem *in* der Gruppe Blickbeziehung aufnehmen.

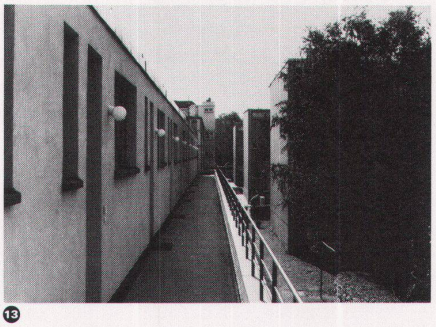
Die typologischen Veränderungen des traditionellen Blocks belegen, dass es sich hier nicht um eine aus der Finanznot oder der Verfügbarkeit nur innerstädtischer Grundstücke heraus geborene Notlösung handelt, sondern dass eine bewusste Entscheidung für die Blockbebauung wegen ihrer gemeinschaftsfördernden Anlage getroffen wurde; es sollten «grosse Anlagen mit Gemeinschaftswohnungen (sein), in denen die Menschen in Massen beisammen leben. . . . Wir wollen unsere Jugend nicht zu Individualisten, zu Einzelgängern erziehen, sie soll in Geselligkeit aufwachsen und zu Gemeinschaftsmenschen erzogen werden.»[20] Hier konnten, von heute aus betrachtet, «historisch neue Öffentlichkeitsformen»[21] entstehen.

Die Hofumbauung wurde in der Bauordnung von 1929 als verbindlich festgeschrieben.

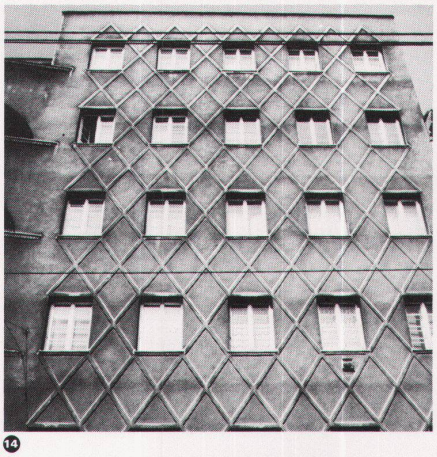


11

12



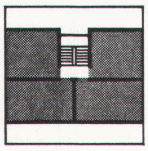
13



14

15

16



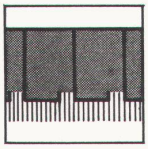
3. Gebäudetyp und -erschliessung

Die Erschliessung der Wohnungen vom Innenhof aus bedingt eine weitere Besonderheit der Wiener Blocktypologie, nämlich die Zugänglichkeit der Gesamtanlage nur an wenigen Stellen, durch Tore, die den Durchlass von der Strasse zum Hof bilden.

Eine klarere Trennung von öffentlichem und halböffentlichem Bereich ist nicht denkbar; der Übergang wird abgestuft weitergeführt bis in die immer wieder in den Selbstdarstellungen der Stadt Wien betonte Errungenschaft des «Vorraumes», den jede Wohnung bekommt: «Beim Betreten der Wohnung gelangt man zunächst in einen Vorraum, welcher eine direkte Ausströmung der Küchendämpfe in das Stiegenhaus verhindert und so den notwendigen Pufferraum gegen Stiege und Gänge schafft.»[22] Strasse – Tor – Gemeinschaftshof – Treppenhaus – Stockwerk (mit höchstens vier Parteien) – Wohnungstür – Vorraum stellen eine abgestufte Raum- und Durchgangsfolge von der Öffentlichkeit zur Privatheit dar, die in ihrer Differenziertheit ihresgleichen sucht. (Gerade diese Abgestuftheit widerlegt den Vorwurf, der Vorraum der Wohnung sei nur Ausdruck «für die Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit wie für die Isolierung der je einzelnen Kleinfamilie. Kollektive Lebensformen konnten von den Planern nicht gedacht werden, Fortschritt für das Proletariat bedeutete den Verantwortlichen nichts anderes als Annäherung an die Lebensformen der eigenen Klasse, des Kleinbürgertums.»[23] Die Schaffung des Hofes, die Abgrenzung nach aussen, zur Stadt hin, und die Einrichtung von Gemeinschaftseinrichtungen konnten durchaus «kollektive Lebensformen» entstehen lassen – sie schrieben sie aber nicht vor; die Möglichkeit des Rückzugs in den privaten Bereich blieb. Die Experimente mit Kollektivhäusern radikalerer Art dagegen, z.B. in der UdSSR, scheiterten.)

Das Tor bekommt eine besondere Bedeutung, die auch in der hervorgehobenen architektonischen Formulierung ausgedrückt wird: Das «‹Eingangserlebnis› richtete sich gegen den Aussenstehenden und signalisierte für den Bewohner die Grenze – und das (triumphale) Willkommen seiner eigenen Wohnweltenklave».[24] Die Architektur lehnte sich dementsprechend an Formen des Stadttores, auch des Triumphbogens an.

Die einzelnen Wohnungen in den Blocks werden durch dezentralisierte Treppenhäuser erschlossen; die Gangerschliessung durch Laubengänge wird ausdrücklich abgelehnt. Das «Gangsystem ist ausgeschlossen worden; jede Wohnung ist von der Stiege aus zugänglich, da höchstens vier Kleinwohnungen in jedem Stockwerk an einer Treppe liegen».[25] Diese Ablehnung wird damit begründet, dass die unzumutbaren Kleinwohnungen der Vorkriegszeit allgemein vom Gang her erschlossen worden seien (an dem dann auch die aussen liegenden Toiletten und die Bassena lagen).



«Die Wohnsiedlung unserer Tage wird, ähnlich den Bienenwaben, die Summe gleicher Wohnungselemente ausmachen»,[26] so schreibt Ernst May in seiner Bilanz der Frankfurter Entwicklung. Zusammen mit der grundsätzlichen Entscheidung für den Flachbau ist damit das Einfamilienreihenhaus als Idealtyp bezeichnet. Das hat zur Folge, dass eine ähnlich abgestufte Erschliessung wie in Wien nicht möglich ist; jede Familie erhält ihren eigenen ebenerdigen Zugang: die Identifikation mit dem eigenen Haus wird zum Charakteristikum dieser Bauform, zumal die Verbindung zum eigenen Stück Land (als Kleingarten) betont wird. So ist diese Erschliessung weniger gemeinschaftsbildend als die Wiener, obwohl doch May feststellt: «Auch die Entwicklung der soziologischen Verhältnisse drängt immer eindeutiger nach kollektivistischer Unterbringung des Menschen . . . Nichts wäre unlogischer und zugleich unwahrer, als wollte man diese Tatsachen im Wohnungsbau verleugnen.»[27]

Es gibt jedoch in Frankfurt einen Gebäudetyp, dem eine stärker gemeinschaftsbildende Funktion zugeschrieben wird; er stellt bei May so etwas wie die «zweitbeste Lösung» dar, wenn (und weil) der Reihenhausbau zu teuer wird. Es ist die Stapelung des Reihenhauses in mehreren Geschossen, das Laubenganghaus. Dessen Vorzug liegt nach May darin, dass «man von jeder Wohnung aus direkt in das Freie gelangt, sich also psychologisch weniger beengt fühlt».[28] Der Architekt Fred Forbat schreibt 1929 in einer «Untersuchung von Wohnformen aus dem Gesichtspunkt sozialistischer Wohnungspolitik»: «Das Laubenganghaus . . . ist schon in seiner Anlage kollektiver gesinnt (als das Mietshaus mit Treppenhauserschliessung; Anmerkung des Verfassers). Die trennenden Einzel-

treppen als vertikale Verkehrsachsen sind ersetzt durch verbindende horizontale Gänge. Aus der Wohnungstür tritt man ins Freie wie auf die Strasse der Kleinstadt.»[29]

Der Vergleich zeigt also, dass das jeweils andere, das, was man mit der katastrophalen Vorkriegssituation *nicht* identifiziert, als das Ideal der *neuen* Wohnform ideologisch überhöht und propagiert wird: in Wien wird die vertikale Treppenhauserschliessung von einem sozialdemokratischen Stadtrat verbindlich vorgeschrieben – eine Erschliessung, die in Frankfurt von einer ebenfalls sozialdemokratischen Kommune abgelehnt und der der Laubengang vorgezogen wird; dieser wird als gemeinschaftsfördernd angesehen.

Wie problematisch allerdings diese Vorstellung von der Erleichterung gemeinschaftsfördernder Kontakte war, geht nicht nur daraus hervor, dass in der Praxis wegen der gegenseitigen Beeinträchtigung nur Nebenräume zum Gang hin orientiert werden konnten – was der eigentlichen Idee widersprach –, sondern auch daraus, dass im 19. Jahrhundert der Typ im Gegenteil gerade deshalb bei den Bauherren so beliebt war, weil er gegenseitige soziale *Kontrolle* und *wenig* Kontaktmöglichkeiten erlaubte: «Der Bewohner vermag demnach von der Strasse aus den Zugang zu seiner Wohnung verfolgen und kommt . . . mit gar keiner oder höchstens mit der Wohnpartei in Berührung, deren Türe und Fenster er passiert . . ., die Kontrolle der Öffentlichkeit folgt gleichfalls dem Bewohner bis zur Türe.»[30] Die ideologisch gefärbte Interpretation des Bautyps erweist sich als Wunschdenken.

Die sicher vorhandene abgrenzende Wirkung der vertikalen Erschliessung durch das Treppenhaus jedoch kann durch den vorgelagerten Gemeinschaftshof neutralisiert werden (die bescheidene räumliche Qualität eines in seinen Dimensionen minimierten Laubenganges oder eines Treppenhauses dürfte ohnehin nicht eben Kommunikation stimulieren!).

⓱

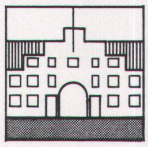
4. Gestaltung

Die bisher festgestellten Unterschiede des Frankfurter und des Wiener kommunalen Wohnbaus sind, wie gezeigt, erheblich, und sie sind grundsätzlicher Art trotz der ähnlichen Voraussetzungen.

Dieses grundlegend andere, unvereinbare Konzept zeigt sich nun auch in der äusseren Erscheinung der Bauten. Die Frankfurter Bauten folgen der Ästhetik der Avantgarde der zwanziger Jahre, deren Teil sie sind: sie zeigen das Weiss der Klarheit, der Rationalität, sind vom Boden durch einen dunklen Sockel abgehoben, tragen kein Ornament, kaum formale Vielfalt; in ihnen drückt sich das funktionalistische Postulat nach zweckmässigen Formen aus, die Herstellung in Tafelbauweise; sie sind von der Objektivität der Maschine geprägt. Sie sind, vor allem, radikal anders als alles, was es vorher an vergleichbarer Architektur in Frankfurt gab.

Das bezieht sich auch auf das Selbstverständnis ihrer Architekten nicht als subjektivistische «Baukünstler», wie es im bürgerlichen Sinne bestand, und auf ihren Form-, ihren Stilwillen: «Verzichten wir dagegen vorläufig auf alle Formsuche, wie es der Ingenieur von jeher getan hat, so wird die neue Form ganz von selbst zu uns kommen.»[31]

Ausdrücklich wird die Übernahme traditioneller Formen abgelehnt; die «äussere Form der Frankfurter Siedlungen ist aus den Gegebenheiten des inneren Aufbaus entwickelt und verzichtet auf repräsentative Gesten und dekorativen Schmuck alter und neuer Provenienz. Noch eine jede Kulturzeit hat den Mut besessen, eigene Ausdrucksformen zu entwickeln . . . Sie (die Architekten; Anmerkung des Verfassers) erstreben durch vielfache Reihung gleicher Elemente, durch harmonische Einpassung der Bauten in die Landschaft architektonische und städtebauliche Wirkungen, die aus unserer Zeit wachsen».[32]



Diese Radikalität in der theoretischen wie in der formalen Aussage haben die Wiener Bauten nicht; der unbefangene Beobachter wird vielmehr an vielen Bauten vorbeigehen, ohne überhaupt zu merken, dass es sich hier um eine eigenständige Architektur handelt, zumal Oberflächenbehandlung und Farbgebung der Umgebung angepasst sind. (Ausnahmen sind hierbei sicherlich die «Superblocks», die schon durch die Dimension signifikant sind.) Bei aller zeitgemässen Formensprache mit Anklängen an den Expressionismus, später an die Neue

⓯ Frankfurt; Kramer, May: Siedlung Westhausen. Fassadengliederung / Francfort; Kramer, May: cité Westhausen. Structure de la façade / Frankfurt; Kramer, May: Westhausen colony. Elevation detailing

⓰ Frankfurt; E. May: Siedlung Praunheim. In Eigenarbeit veränderter Eingang / Francfort; E. May: cité Praunheim. Entrée transformée par des travaux entrepris par un particulier / Frankfurt; E. May: Praunheim colony. Individually altered entrance

⓱ Wien; Perco: Wohnbebauung Engelsplatz / Vienne; Perco: Ensemble à usage locatif / Vienna; Perco: Engelsplatz housing

18

Sachlichkeit lassen sich traditionelle Elemente nicht verleugnen: Monumentalität gerade der grossen Anlagen, Axialität, Überhöhung von Eingangssituationen, Eckbetonungen, häufig Anlehnung an die klassische horizontale Dreiteilung der Fassade und ein im Vergleich zu Frankfurt geradezu exzessiver Fassadenschmuck aus Ornament und Plastik.

Gerade diese Architekturauffassung, die sich traditioneller Elemente für eine neue Aufgabe bediente, war es, die die Ablehnung der Kritiker und der Geschichtsschreiber der modernen Architektur hervorrief. Erst in jüngster Zeit ist hier eine differenziertere Betrachtung festzustellen, nachdem sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass Frankfurt, dass die Architektur der «funktionalistischen» Avantgarde zwar eine Architektur der demokratischen Gleichheit für alle formal bewältigt hat – dass diese Architektur jedoch von den Bewohnern nicht verstanden, sondern nur als Minimierung von ästhetischen Ansprüchen und solchen an die «Wohnlichkeit» begriffen wurde. Die Kritik ging davon aus, dass die Übernahme traditioneller Formen, auch denen des Bürgertums (der obligate Vorraum der Wohnung zum Beispiel), die Arbeiter zu kleinbürgerlichem Wohnverhalten verleiten sollte. Schon Josef Frank sprach 1926 von der Gesinnung des «gesinnungslos gewordenen Kleinbürgertums»[33], die sich in dieser Architektur ausdrücke; er sah die Ursache dafür in der kulturellen Situation der Arbeiterklasse, die, «misstrauisch gegen die ihr gebotene Einfachheit, dieser als Machtsymbol nicht traut, Verrat wittert und deshalb lieber die alten besitzen will, die ihr durch Anschauung vertraut sind».[34]

Sehr viel schärfer kritisieren dann 1974 Haiko/Reissberger gerade die «Verantwortlichen», von denen sie sagen, «dass es . . . gar nicht in ihrer Absicht lag, die Architektur in den Dienst der Selbstverwirklichung der Arbeiterklasse zu stellen»;[36] sie unterstellen ihnen ausdrücklich ein gestörtes Demokratieverhältnis, das sich in den Bauten ausdrückt, bei denen sich «die Tendenz (herauskristallisiert), Monumentalbauten zu errichten und damit nicht nur mengenmässig in Konkurrenz zu treten mit der Bauperiode Franz Josephs, sondern auch aussagemässig»[37], so dass der «Volkswohnungsbau architekturideologisch wieder eben zu jener Herrschaftsarchitektur wird».[38]

Nun ist die Monumentalisierung vieler Bauten eindeutig ablesbar, und sie geht auch aus den Baubeschreibungen der Architekten als bewusste Entscheidung hervor. Die Frage ist doch nur – und diese stellen Haiko/Reissberger nicht –, ob diese ein Mittel der Verbürgerlichung ist (und nur das s in *kann*) oder ob nicht im Gegenteil die monumentale Wirkung gerade als *sozialistischer* Machtausdruck, als Sieg der Arbeiterklasse, als Einschüchterungsgebärde gegen die bürgerlich-imperiale Vergangenheit gemeint war. Die Frage ist zudem, ob – sofern letzteres beabsichtigt war – die gewählten stilistischen Mittel diese Wirkung haben *konnten*.

Die Situation ist groteskerweise so, dass die bürgerlich-konservative bis reaktionäre Kritik dem Bauprogramm den Festungsbau, die Drohgebärde des Sozialismus unterstellt, während die sozialistische Kritik von links ihm die Tendenz zur Verkleinbürgerlichung nachsagt.

Man muss nicht die Hasstiraden Josef Schneiders («Der Fall der roten Festung») überbewerten – in ihnen steckt keine Architekturkritik, sondern bornierter Fanatismus; er glaubt ständig die «bürgerkriegerische Bedeutung ihrer (der Sozialdemokraten; Anmerkung des Verfassers) Bautätigkeit»[39] entlarven zu müssen: «Die unverhältnismässig hohen Baukosten des Karl-Marx-Hofes in Heiligenstadt lassen sich so wie vieles, was sich vor, mit und bei diesem Bau zutrug, nur dann selbst im marxistischen Sinne rechtfertigen, wenn man an den Grundsatz denkt, dass beim Kriegführen Geld keine Rolle spielen darf.»[40] Aber der Bau der Superblocks als Festungsbau ist eine These, die sogar von sozialdemokratischer Seite her gestützt wird; so sagte der damalige Stadtrat Glöckel 1930 zur Eröffnung des Karl-Marx-Hofes: «Früher wurden Schlösser und Burgen gebaut für die Unterdrücker des Volkes, heute entstehen Burgen des Volkes. Für uns ist dieser Bau ein Symbol . . . In seinem (Karl Marx'; Anmerkung des Verfassers) Namen haben wir eine neue Festung . . . geschaffen»[41] – nur dass es sich nicht um eine Festung im militärischen Sinne handelt: das vollständige Zitat lautet: «eine neue Festung *des Mieterschutzes* geschaffen»!

Als solche allerdings, als «Machtausdruck und Machtanspruch»[42] des (sozialdemokratischen) Volkes, werden die Bauten mit Recht interpretiert, als die «omnipräsenten Wachttürme der sozialistischen Einflusssphäre, die die gesamte Gemeinde unter ihre dauernde Kontrolle stellt»[43]: für Selbstbehauptung und Kollektivgeist, für die menschenwürdige Wohnung als kulturelle Leistung des Volkes, gegen kapitalistische Ausbeutung und konservative Bedrohung von aussen – so wollten die Verantwortlichen die Architektur der Bauten verstehen. Sie wandten sich ausdrücklich gegen «eine übel angebrachte Palastarchitektur»[44]

und «vermeiden architektonische Zutaten. (Die Gemeindewohnungsbauten) wirken durch ihre zumeist sehr glückliche Gliederung, durch die würdigen und einfachen Formen . . .»[45] Allerdings «soll damit keineswegs gesagt werden, dass sie bei ihren Neuschöpfungen die Kunst ausgeschaltet haben. Kunst ist kein Luxus, sie ist notwendig für ein aufstrebendes Volk . . . Manche dieser Bauten sind geradezu vorbildlich geworden in ihrer zweckdienlichen Schönheit, und ihr veredelnder Einfluss wird dauernd nachwirken».[46] Dieser Kunstbegriff ist der des 19. Jahrhunderts, der der Arbeiterbildungsvereine und des «Wissens ist Macht». Allein das jedoch kann noch nicht für seine Ablehnung (wie im Frankfurter Beispiel) hinreichend sein; es reicht nicht der Wunsch aus, etwas «anders» zu machen, vielmehr muss erst die Untauglichkeit des Vorhandenen bewiesen sein. Die Gestaltung der Wiener Höfe ist auch ein Test dieser Tauglichkeit.

Fazit

Frankfurt–Wien: die emphatische Ablehnung der Vergangenheit, die radikale Abkehr vom bürgerlich-individualistischen, subjektiven Kunstwollen, die Reihung als Prinzip demokratischer Gleichheit auf der einen Seite, der moralische Impetus einer «Kunst für das Volk» (wohlgemerkt: nicht «Kunst durch das Volk»!), die Überzeugung von der reinigenden, veredelnden Wirkung des (bürgerlichen?) Schönen, die Übernahme traditioneller Bauformen und ihre Umdeutung für die eigenen Zwecke, die Monumentalität von Machtausdruck und Machtanspruch auf der anderen Seite – das waren die Positionen, die sich gegenüberstanden.

Den Interpretationsspielraum, den gerade die zweite Position umfasst, hatten wir bereits dargestellt. Nicht mehr empirisch feststellbar ist die tatsächliche Wirkung dieser Architektur auf die Bewohner selbst. Feststellbar ist jenseits aller Interpretation jedoch, dass auch heute noch die Anlagen zu funktionieren scheinen – auch im Sinne eines nachbarschaftlichen Verständnisses; feststellbar ist im Verlauf einer allgemeinen Baugeschichte, dass die Übernahme vorhandener Formen und ihre Umdeutung durch eine neue gesellschaftliche Kraft ständig vorkommt – wer hat sich nicht alles der Formen der Antike bedient? Das allein spricht noch nicht gegen die Wiener Adaption von Formen aus dem barocken Repertoire: das Tor kann Triumphbogen einer imperialistischen Armee sein wie einer sozialistischen «Armee des Mieterschutzes». Im Gegenteil macht gerade die Umkehrung der Inhalte, wie sie Glöckel beim Karl-Marx-Hof beschrieb, demjenigen, auf den diese Architektur wirken soll, die veränderten Bedingungen besonders deutlich – die Achse führte einst zum Schloss und absoluten Herrscher, jetzt zur absoluten Herrschaft des Volkes, zur Arbeiterwohnung; der Ehrenhof ehrte einst Kaiser und Kriegsherren, jetzt Arbeiter und Arbeiterführer: selbstverständlich Konkurrenz zur Bautätigkeit Kaiser Franz Josephs – um die Überlegenheit des sozialistischen Systems, in Wien verwirklicht, auf ganz Österreich ausstrahlend, kenntlich zu machen. Und schliesslich kann festgestellt werden – Indiz für die Richtigkeit dieser These der dialektischen Umkehrung von Inhalten traditioneller Bauformen –, dass die Formen nicht kopierend übernommen wurden, sondern interpretierend. Am Hof und an dessen typologischen Veränderungen hatten wir es bereits dargestellt. Auch die Formensprache selbst entsprach nicht mehr der der Bürgerbauten vor dem 1. Weltkrieg; sicher war sie von Wagner beeinflusst – aber gerade die späten Bauten Wagners in ihrer Reduktion auf kubische Elemente und allenfalls flächige Ornamentik waren ja bereits eine Loslösung von dieser Formensprache.

Trotzdem haben Tafuri/Dal Co zumindest im Hinblick auf den erratischen Block des Karl-Marx-Hofes von Karl Ehn recht mit ihrer faszinierenden Interpretation, seine Form mache «aus ihm ein ‹Individuum›, eine dem Stadtkontext dramatisch entgegengesetzte symbolische Einheit»;[47] diese Konstellation Individuum–Gesellschaft kennzeichne die spätbürgerlich-epische Form: die «spätbürgerlichen Mythen prägen den vollendetsten ‹Zauberberg› des Austromarxismus».[48]

⑲

Das Verständnis der Wohnung als «ein gewichtiger Kulturfaktor im Leben eines Volkes»[49] entspricht in der Tat einem spätbürgerlichen Kulturverständnis. Aber die Bauten für die Masse, die auf der Grundlage dieses Verständnisses entwickelt wurden, entsprechen nicht einer traditionell-historisierenden Bauweise, sondern sind ein ‹‹dritter Weg› zwischen Modernismus und Traditionalismus, zwischen Neuer Sachlichkeit und Ornamentalismus, zwischen Monotonie und Expressivität».[50] Sie sind ein *neuer* Weg (und Bauten wie der Karl-Marx-Hof sind eher die – auffällige – Ausnahme).

Gorsen hat in seinem vorzüglichen Aufsatz auf die strategischen Möglichkeiten dieser Situation hingewiesen; die Architektur der Wiener Gemeindebauten wollte nicht die *Anpassung* an die bestehenden Lebens- und Wohngewohnheiten des Bürger- und Kleinbürgertums, die durch die strikte Übernahme ihrer typologischen und formalen Codes dargestellt würden; sie wollte aber auch nicht die radikale *Änderung* aller Verhaltensweisen erzwingen durch die Entwicklung radikal neuer Codes – dies war der Frankfurter Weg. Vielmehr wurde der Versuch gemacht, die traditionellen Codes auf *neue Anwendungs*möglichkeiten hin zu

⑱ Wien; K. Ehn: Karl-Marx-Hof / Vienne; K. Ehn: Karl-Marx-Hof / Vienna; K. Ehn: Karl-Marx-Hof

⑲ Wien; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Fassadenplastik / Vienne; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Sculpture en relief ornant la façade / Vienna; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Elevation sculpture

untersuchen, die zwar ungebräuchlich im traditionellen Sinn sind, aber noch im Rahmen des von dem Bewohner Verstehbaren: «Die in sich widersprüchliche und gebrochene Erfahrung des Fortschritts bei den kleinbürgerlichen Bewohnern hätte demnach in einer gebrochenen und stilistisch ‹inkohärenten› Architektur ihre Entsprechung gefunden.»[51]

Das ist sicherlich der risikoreichere Weg, weil nicht ausgeschlossen werden kann, dass die immerhin doch beabsichtigte Veränderung deswegen nicht eintritt, weil sich die Bewohner in ihrem kleinbürgerlichen Bewusstsein einrichten, dem die Architektur nicht verhindernd entgegensteht. Auf der anderen Seite ist im Rückblick die Architektur der Avantgarde der zwanziger Jahre, die am Beispiel Frankfurts gezeigt wurde, deswegen gescheitert, weil sie ihre Bewohner zu einem Glück zwingen wollte, das sie nicht als das Ihre erkennen *konnten*. Der Architekt versuchte, aufgrund seiner Erkenntnis dessen, was «richtig» ist, dieses in der Architektur durchzusetzen, ohne den Bewusstseinsstand der Bewohner und ihre Wohnerwartungen einzubeziehen; er baute letztlich für «keine» Gesellschaft.

20

Dagegen bot der Wiener Gemeindewohnungsbau Möglichkeiten an, die man nicht annehmen musste: der Hof konnte zu Gemeinschaftsaktivitäten, auch politischen, führen, die Möglichkeit des Rückzugs in die Privatheit, hinter den Wohnungsvorraum, bestand aber.

Der direkte, im Hinblick auf die Architektur «revolutionäre» Weg Frankfurts ist gescheitert. Der schwierige, «evolutionäre» Weg Wiens, der den Kompromiss als Mittel einsetzt, der das Risiko des Scheiterns auf den ersten Blick grösser macht, der die Gefahr enthält, das Ziel, die Veränderung, aus den Augen zu verlieren, die Utopie der menschenwürdigen Wohnung an das Erreichbare, Pragmatische zu verraten: dieser Weg ist in Wien noch nicht gescheitert. Der Wiener Gemeindewohnungsbau ist als Erfahrung zu nutzen. G. K.

Anmerkungen

1 Das Neue Wien; Städtewerk. Herausgegeben unter offizieller Mitwirkung der Gemeinde Wien. 4 Bände, Wien 1926–1928
2 Das Neue Frankfurt; Monatsschrift für die Fragen der Grossstadtgestaltung. Schriftleiter: Ernst May (seit 1926)
3 Ernst May 1930; in: Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen (Hrsg.): Reprint aus «Das Neue Frankfurt/Die Neue Stadt» (1926–1934); Aachen 1977, S. 137
4 ebd., S. 138
5 Das Neue Wien, Bd. 3, S. 52
6 Borngräber, Chr.: Der soziale Anspruch des Neuen Bauens ist im Neuen Frankfurt gescheitert. In: Paris/Berlin 1900–1933 (Katalog). München 1979, S. 377
7 ebd., S. 376
8 zitiert nach: ebd., S. 375
9 Schneider, J./Zell, C.: Der Fall der roten Festung. Wien 1934
10 Wulz, F. C.: Stadt in Veränderung. Stockholm 1976, Bd. 2, S. 453
11 Mang, K.; in: Kommunaler Wohnbau in Wien. Aufbruch – 1923–1934 – Ausstrahlung, o.O.u.J. (Wien 1977), n.pag.
12 Tafuri, M.: Sozialdemokratie und Stadt in der Weimarer Republik (1923–1933). In: werk 3/1974, S. 312 f.
13 E. May 1930; a.a.O., S. 144
14 ebd.
15 ebd., S. 145
16 Ingberman, S.: Normative and Evolutionary Housing Prototypes in Germany and Austria: The Viennese Superblocks 1919–1934. In: oppositions 13/1978, S. 79 (Übers.d.V.)
17 Hannes Meyer 1926; zitiert nach: Kleihues, J. P. (Hrsg.): Das Prinzip Reihung in der Architektur. Dortmund 1977, S. 93
18 Stadtrat Anton Weber; in: Das Neue Wien; a.a.O., Bd. 1, S. 193
19 Mang; a.a.O. (n. pag.)
20 Karl Seitz in: Gemeinderatssitzung am 16. Juli 1924. Zitiert nach: Bauböck, R.: Zur sozialdemokratischen Wohnungspolitik 1919–1934. Diss. Wien 1976, S. 299
21 Novy, K.: Der Wiener Gemeindewohnungsbau: «Sozialisierung von unten». In: arch + 7/1979, S. 22
22 Stadtrat Franz Musil; in: Das Neue Wien; a.a.O., Bd. 3, S. 54.
23 Krauss, K./Schlandt, J.: Der Wiener Gemeindewohnungsbau – Ein sozialdemokratisches Programm. In: Helms, H. G./Janssen, J. (Hrsg.): Kapitalistischer Wohnungsbau. Neuwied 1971, S. 121
24 Wulz, a.a.O., S. 460
25 Musil; a.a.O., S. 54
26 May; a.a.O., S. 146
27 ebd.
28 ebd., S. 147
29 Forbat, F.: Wohnform und Gemeinschaftsidee. In: Wohnungswirtschaft 10–11/1929, S. 143
30 Sax, E.: Die Wohnungszustände der arbeitenden Classen. Wien 1869, S. 87; zitiert nach Steinmann, M.: Das Laubenganghaus. In: archithese 12/1974, S. 6
31 Craemer, H.: Was können wir Ingenieure zur Gesundung der Baukunst beitragen? Das Neue Frankfurt 1929; a.a.O., S. 105
32 May; a.a.O., S. 161
33 Frank, J.: Der Volkswohnungspalast. In: Der Aufbau 1/26, S. 108
34 ders.: Architektur als Symbol. Wien 1931, S. 19
36 Haiko, P./Reissberger, M.: Die Wohnhausbauten der Gemeinde Wien 1919–1934. In: archithese 12/1974, S. 50
37 ebd.
38 ebd., S. 51
39 Schneider; a.a.O., S. 6
40 ebd., S. 8
41 Glöckel; in: Arbeiterzeitung v. 12.10.1930; zitiert nach: Wulz, a.a.O., S. 518
42 Wulz; ebd., S. 491
43 Ingberman; a.a.O., S. 82
44 Musil; a.a.O., S. 55
45 Die Wohnungspolitik der Gemeinde Wien. Wien 1926, S. 26
46 ebd., S. 57
47 Tafuri, M./Dal Co, F.: Architektur der Gegenwart. Stuttgart 1977, S. 191
48 ebd.
49 Stadtrat Anton Weber; in: Das Neue Wien; a.a.O., Bd. 1, S. 193
50 Gorsen, P.: Zur Dialektik des Funktionalismus heute. In Habermas, J. (Hrsg.): Stichworte zur «geistigen Situation der Zeit». Frankfurt 1979, Bd. 2, S. 690

20

Wien; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Gedenktafel für die Gefallenen des Februaraufstandes 1934 / Vienne; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Plaque commémorative des victimes de la révolte de février 1934 / Vienna; K. Ehn: Karl-Marx-Hof. Memorial plaque for the victims of the February rising of 1934

Photos: Kähler, Weiss